Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 1 (1893)

Heft: 4

Rubrik: Variétés

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VARIÉTÉS.

I. Die Lehre des heiligen Athanasius von der Eucharistie.

Die Hauptstelle, an der sich der heilige Athanasius über die Eucharistie ausspricht, findet sich in der Epist. IV ad Serap. c. 19 (p. 710 der Benediktiner-Ausgabe), im Zusammenhang einer Erörterung über die Sünde wider den heiligen Geist[1]. Athanasius legt hier seine Ansicht dar, dass die Sünde wider den heiligen Geist, wie der Gegensatz der Bezeichnungen „Menschensohn“ und „Geist“ in der Stelle Matth. 12, 31. 32 zeige, nichts anderes sei, als die Leugnung der Gottheit Christi und Lästerung des göttlichen Wesens in ihm. Dann fährt er fort, in Anknüpfung an die Worte des Herrn bei Joh. 6, 62: „Das ärgert euch? Wenn ihr nun den Menschensohn werdet hinaufsteigen sehen, wo er zuvor war? Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützet nichts. Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, sind Geist und Leben“: „Auch hier (wie Matth. 12 in der Rede von der Lästerung des Menschensohnes und der Lästerung des heiligen Geistes) hat er beides von sich ausgesagt, Fleisch und Geist. Und den Geist unterschied er von dem Fleisch, damit sie nicht nur an das Sichtbare (*τὸ φαινόμενον*), sondern auch an das Unsichtbare an ihm glauben und lernen sollten, dass auch das, was er sage, nicht fleischlich, sondern geistig sei. Denn für wie viele hätte der Leib zur Speise genügt, dass er die Nahrung der ganzen Welt werden könnte? Aber deshalb gedachte er der Himmelfahrt des Menschensohnes, um

[1] Vergl. Möhler, Athanasius der Grosse, 2. Auflage 1844, S. 560 ff. Schwane, Dogmengeschichte der patristischen Zeit, 1869, S. 991 f. Schanz, die Lehre von den heiligen Sakramenten, 1893, S. 339. — Es ist begreiflich, wenn wir von Athanasius nur ein paar gelegentliche Äusserungen über die Eucharistie haben; seine Schriften spiegeln eben die theologischen Kämpfe der Zeit ab, und in diese wurde die Abendmahlslehre nicht hereingezogen.

sie von der leiblichen (sinnlichen, fleischlichen) Vorstellung abzuziehen, und damit sie lernen sollten, dass das erwähnte Fleisch eine himmlische Speise von oben sei, und als geistige Nahrung von ihm gegeben werde; denn was ich zu euch gesprochen habe, sagt er, ist Geist und Leben; als wenn er gesagt hätte: das, was gesehen und dahingegeben wird für das Heil der Welt, ist das Fleisch, das ich trage; aber dieses und sein Blut wird euch von mir geistig zur Nahrung gegeben werden, so dass es geistig einem jeden mitgeteilt wird, und allen ein Schutzmittel wird zur Auferstehung des ewigen Lebens. So zog der Herr auch die Samariterin ab vom Sinnlichen und nannte Gott einen Geist, damit sie nicht mehr sinnlich von Gott denke. So sprach auch der Prophet, da er den Fleisch gewordenen Logos schaute: Der Geist unseres Antlitzes, der Herr Christus (Thren. 4, 20); damit man nicht nach dem Erscheinenden den Herrn für einen blossen Menschen halte, sondern, wenn man vom Geist höre, erkenne, dass der im Leibe (Erschienene) Gott sei."

Mit dieser Stelle ist die andere zusammenzuhalten, De incarnatione et c. Ar. c. 18 (p. 883):„ . . . Anderswo nennt er den heiligen Geist das himmlische Brot, indem er sagt: „unser wesentliches Brot (*τὸν ἄρτον ἡμῶν τὸν ἐπιούσιον*, panem supersubstantialem, Matth. 6, 11) gib uns heute." Denn er lehrte uns in dem Gebete, in dem jetzigen Leben um das wesentliche Brot, d. i. um das künftige zu bitten, dessen Erstling wir im jetzigen Leben haben, wenn wir am Fleische des Herrn teilnehmen, wie er selbst sagte: „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt." (Joh. 6, 52.) Denn lebendigmachender Geist ist das Fleisch des Herrn, weil es vom lebendigmachenden Geiste empfangen wurde. Denn was aus dem Geiste geboren ist, ist Geist."

Aus dieser zweiten Stelle besonders wird es hinlänglich klar, dass, wenn Athanasius nach dem Sinne des Herrn selbst bei Joh. 6, 62 in der Epist. IV ad Serap. die grobsinnliche kapharnaitische Vorstellung zurückweist, er deshalb keineswegs das „geistig" (*πνευματικῶς*) in dem Sinne der Lehre Zwinglis versteht[1], sondern ohne Zweifel im Sinne der katholischen

[1] Schon früher hatten reformierte Theologen dies behaupten wollen; vergleiche dagegen die Note Montfaucons zu dieser Stelle der Epist. IV ad Serap. in der Benediktiner-Ausgabe. Und neuerdings geschah es durch Heinrich Voigt

Abendmahlslehre die *reale, geistige Gegenwart* Christi im heiligen Sakramente lehrt. Mit vollem Rechte macht Möhler geltend (S. 563): „Die Johanneische Stelle gebrauchend, um nachzuweisen, dass unter „Geist“ die Gottheit Christi verstanden werde, würde Athanasius ja gar nichts zu seiner Argumentation Passendes sagen, wenn die Stelle nicht im katholischen Sinne interpretiert würde.“

Zu diesen beiden Stellen in den griechisch überlieferten Schriften des grossen Kirchenlehrers kommt nun noch eine dritte aus den erst vor wenigen Jahrzehnten wieder entdeckten und nur syrisch überlieferten Festbriefen.[1] Dieselbe bietet zwar dogmatisch nichts Neues mehr, ist aber im selben Geiste gehalten, wie die beiden oben angeführten Hauptstellen (4. Festbrief, in der Übersetzung von Larsow, S. 78): „Damals (im alten Bund) beging man das Fest, indem man am Fleische des ungeistigen Lammes sich sättigte; indem man die Schwellen

---

in seiner Monographie: „Die Lehre des Athanasius von Alexandrien,“ (Bremen 1861), S. 170 ff., der als lutherischer Theologe doch gar keine Veranlassung haben konnte, dem Kirchenlehrer diese Ansicht unterzuschieben, der auch selber seinen Gegensatz dazu ausspricht und sich sogar zu dem Ausspruch versteigt: „Das Ungenügende derselben (dieser angeblich von Athanasius vertretenen Zwinglianischen Abendmahlslehre) tritt insbesondere dadurch hervor, dass sie es zu keinem Unterschiede wesentlicher Art von der an die Taufe, ja nicht einmal von der an das Wort gebundenen Gnadenwirkung des Herrn bringt, so dass das ganze Sakrament als etwas Überflüssiges, und seine Feier als eine unnötige erscheint.“ Es bleibt mir unbegreiflich, wie man aus den Worten des Briefes an Serapion eine solche verwaschene Ansicht herauslesen konnte. — Von den neuern protestantischen Dogmenhistorikern wird Athanasius gewöhnlich unter den Vertretern der „symbolischen Ansicht“ aufgeführt, ohne näheres Eingehen. Neander (Dogmengesch. I, 1857, S. 428) spricht wenigstens von einer „geistigeren Auffassung, der aber ein realistisches Element zu Grunde liegt.“

[1] Auch sonst spricht Athanasius in diesen Osterfestbriefen gern von Christus als dem Brote des Lebens, öfter in Anlehnung an die alttestamentlichen Typen, besonders das Osterlamm (nach der jeweils angeführten Stelle 1. Kor. 5, 7: *καὶ γὰρ τὸ πάσχα ἡμῶν ὑπὲρ ἡμῶν ἐτύθη Χριστός*), aber nicht immer in direkter und besonders nicht in alleiniger Beziehung auf das heilige Abendmahl. Richtig bemerkt zu diesen Stellen der Festbriefe Hesler (Zeitschrift f. d. hist. Theol. 1856, S. 367): „Wie in der hierbei zu Grund liegenden Stelle Joh. 6, so geht auch in der hierauf gestützten Exposition des Athanasius Beides in einander über: das Essen des Fleisches und Blutes Christi im Allgemeinen als Aneignung seiner Person und seines ganzen Erlösungswerkes, sowie die speciellere Aneignung im Abendmahl.“ In andern Stellen dieser Art wird ja auch ausdrücklich das Wort Gottes in bildlicher Rede als das himmlische Brot zur Nahrung der Seele bezeichnet. Diese Stellen fallen also hier ausser Betracht.

mit Blut bestrich, beschwor man den Verderber; jetzt aber, wo wir das Wort (den Logos) des Vaters essen, und mit dem Blute des neuen Testaments die Schwelle unserer Herzen versiegeln, . . .“ u. s. w. (S. 79). „Da nun das Zeitliche erfüllt, und das, was die Schatten angeht, vorübergegangen, und die frohe Botschaft des Evangeliums sich überall ausbreiten sollte, da die Jünger auch überall das Fest vorbereitet hatten, so fragten sie unsern Heiland: „Wo willst du, dass wir das Osterlamm bereiten?“ Und unser Heiland, indem er sie vom vorbildlichen zum geistigen Genuss leitete, ermahnte sie, nicht mehr das Fleisch des Lammes, sondern sein eigenes Fleisch zu essen, indem er spricht: „Nehmet, esset und trinket, das ist *mein* Leib und *mein* Blut!“ Wie in den beiden andern Stellen, so ist auch hier die wahre, reale Gegenwart Christi im heiligen Sakrament mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen, wenn so ausdrücklich der *vorbildliche* Genuss des Osterlammes dem *geistigen* Genuss des Fleisches und Blutes des Herrn in der Eucharistie entgegengesetzt wird. Nach dieser Stelle kann über den Begriff „geistig“ in der Abendmahlslehre des heiligen Athanasius kein Zweifel mehr bestehen.

Dr. Friedrich Lauchert.

II. Quelques Documents sur les écrits aréopagitiques.

Dans le but de faire ressortir encore davantage la valeur scientifique de la remarquable étude de M. le professeur Langen, dont la première partie est publiée dans la présente livraison et dont la fin paraîtra dans la prochaine, nous donnons, à titre de simples documents, les opinions de quelques historiens sur l'origine, si difficile à préciser, des écrits attribués à Denis l'Aréopagite.

1. *Opinion de Guettée.* — On lit dans l'*Histoire de l'Eglise* (T. IV, p. 470—471): «Nous pensons que ce fut de l'école origéniste ou spiritualiste des monastères d'Egypte que sortirent les ouvrages anonymes que l'on a attribués à un Denys dont on a fait Denys l'Aréopagite. On peut croire que le moine qui les composa, les mit sous le nom de Denys, ami d'Origène

et l'un des évêques les plus savants et les plus vénérés d'Alexandrie; que l'on fit de ce Denys, « l'Aréopagite », lorsque la question de l'aréopagitisme fut soulevée. Ce qui nous paraît hors de doute, d'après le caractère de ces ouvrages, c'est qu'ils furent écrits au commencement du Ve siècle, époque où la question de l'origénisme fut si vivement débattue. En sortant de la cellule du moine savant et modeste qui les avait composés, ils apparurent avec un certain caractère mystérieux qui pouvait prêter à toutes les suppositions. De là les voiles qui ont toujours enveloppé ces écrits, qui ne furent mentionnés et cités qu'au VIe siècle. Il est impossible de penser que, si les écrits étaient de saint Denys l'Aréopagite, ils n'auraient pas été cités plus tôt. Ceux qui veulent soutenir qu'ils sont de ce Denys, ont essayé de trouver dans les principaux écrivains des cinq premiers siècles, des textes qui s'accordent avec des passages de ces ouvrages; mais ils sont obligés de convenir qu'aucun de ces écrivains n'a cité le nom de l'auteur, et ils n'ont pu établir que les rapports qu'ils ont trouvés, entre des textes, ne prouvent pas simplement que l'auteur avait lu les principaux Pères de l'Eglise et avait profité de leurs écrits. C'est lui alors qui aurait copié les Pères. Il est évident, surtout quand on rapproche le livre des *Noms divins* du livre des *Principes* d'Origène, que l'auteur a copié plusieurs endroits de ce dernier ouvrage, qu'il attribue à *Hiérothée;* et que ce nom, purement mystique, désigne Origène, dont il se dit disciple. Voir surtout les §§ 9 et 10 du chapitre II. Au chapitre V, § 9, du même livre, l'auteur cite le philosophe Clément et fait allusion à un passage des *Stromates* de ce chef de l'école alexandrine qui a vécu après le martyre de saint Denys l'Aréopagite. En lisant attentivement les écrits attribués faussement à saint Denys et en les comparant avec les œuvres théologiques d'Origène, on ne peut, selon nous, hésiter à les regarder comme une apologie très habile de la doctrine du saint prêtre d'Alexandrie, à l'aide d'un commentaire très orthodoxe. Nous en concluons qu'il faut attribuer à un moine origéniste des solitudes d'Egypte les ouvrages en question. Ils furent tenus secrets parmi les moines à cause de l'opposition des évêques Théophile et Cyrille; mais ils finirent par être connus; peu à peu, ils pénétrèrent dans les bibliothèques savantes sous le nom de Denys, dont on fit ensuite Denys l'Aréopagite. Ils n'ont aucun caractère his-

torique et ne peuvent être mentionnés que comme un produit remarquable de la littérature gréco-égyptienne au Ve siècle. »

2. *Opinion du Dr Funk.* — On lit dans l'*Histoire de l'Eglise* (trad. par l'abbé Hemmer; Paris, Colin. T. I, p. 328—329): « Au moment de la grande conférence religieuse de Constantinople de 531 (533), on voit apparaître une série d'ouvrages mystiques que les sévériens ne manquèrent pas d'invoquer à la conférence en leur faveur. Ce sont des lettres et des traités qui parvinrent à une grande notoriété, en occident aussi bien qu'en orient. Ici ce ne furent pas seulement les Grecs qui leur donnèrent créance, ce furent aussi les Eglises de Syrie, d'Arabie et d'Arménie, qui les traduisirent et les commentèrent. Leur auteur est un néo-platonicien qui met sa philosophie au service de la science ecclésiastique. Il se donne pour Denys l'Aréopagite, le disciple de l'apôtre saint Paul. Cette prétention, d'abord combattue, ne rencontra bientôt plus d'opposition, et l'imposture fut couronnée jusqu'à ces derniers temps d'un entier succès. Les matières dont traitent ces ouvrages et l'histoire même de ces livres démontrent péremptoirement qu'il faut en rapporter la composition à une époque notablement postérieure à l'Aréopagite, et contemporaine ou peu s'en faut du temps où ils apparaissent dans l'histoire. Si la critique d'autrefois s'est trompée sur l'âge de ces livres, elle a du moins reconnu que la prétention de l'auteur était de les faire passer pour l'œuvre de l'Aréopagite. La fausseté de cette attribution n'est pas contestable; mais l'hypothèse moderne faisant honneur de ces écrits à l'abbé Denys de Rhinocorura, qui vivait en Egypte dans la seconde moitié du IVe siècle, n'est pas plus solide. » Cf. Hipler, *Dionysius d. A.*, 1861; *Kirchenlex. Wetzer u. Welte*, III, 1789 ss.; contre cette dernière opinion, *Tüb. theol. Quartalschrift*, 1890, p. 309 ss.

3. *Opinion du professeur Chastel* (de Genève). On lit dans son *Histoire du Christianisme* (T. II, p. 427—428; Paris, 1881):

« Quant à l'auteur pseudonyme des écrits du faux Denys l'Aréopagite, on s'accorde généralement aujourd'hui à le placer vers le milieu ou la fin du Ve siècle. C'était l'époque où le néo-platonisme, proscrit par le pouvoir et par l'opinion, était sur le point de succomber. Cet écrivain, égyptien, à ce qu'on suppose, imagina de le sauver en le produisant sous des formes

chrétiennes et sous le nom d'un disciple favori de saint Paul... C'est ainsi que par ses écrits intitulés: « de la hiérarchie céleste, de la hiérarchie ecclésiastique, des noms divins, de la théologie mystique » et par ses dix épîtres, il accrédita dans l'Eglise une sorte de néo-platonisme chrétien, qui toutefois n'acquit sa principale vogue qu'au moyen âge. Au VIe siècle, l'authenticité de ses écrits fut combattue par Hypatius, rhéteur de Constantinople (an 532). » E. M.

III. Un Cours libre en Sorbonne.

L'auteur de la thèse de doctorat sur l'histoire diplomatique de la bulle *Unigenitus,* thèse dont on trouvera le compte-rendu dans la *Bibliographie* de la présente livraison, M. Albert Le Roy, a ouvert au commencement de l'année, à l'école pratique des hautes études, en Sorbonne, un cours libre ayant pour sujet: «*Quesnel et le jansénisme*».

M. Albert Le Roy a suivi lettre à lettre la correspondance de Quesnel, conservée aux archives vieilles-catholiques d'Utrecht, et mise à sa disposition par le vénérable archevêque défunt de cette ville, M. Heykamp.

Cette correspondance qui doit, pensons-nous, être prochainement publiée, tout au moins dans ses parties les plus intéressantes, nous montre à nu l'âme de Quesnel.

Ce n'est ni un théoricien pur, ni un mystique, ni un contemplatif, mais un chrétien sincère doublé d'un homme d'action, on pourrait presque dire, d'un chef de parti.

Certes, en 1700, on n'est plus au temps où un patriote et un homme de principes comme Coligny pouvait se croire autorisé à se soulever contre l'autorité royale. Il n'y a plus à songer à une résistance à main armée contre le despotisme de la royauté en matière religieuse, mais à défaut de la force ouverte, il est licite d'user des voies politiques.

On se fait un cas de conscience de défendre la vérité, même contre le roi. C'est pour cette sainte cause que l'on forme une sorte de parti d'opposition constitutionnelle.

Tout en restant sujets fidèles, les jansénistes, pour les appeler du nom que leur donnent leurs adversaires, ne s'inclinent pas devant l'autorité royale dans les questions de

conscience, ils se croient le droit de lutter contre les intrigues des jésuites et de leur disputer l'influence à la cour et près des ministres.

Aussi Quesnel et ses amis ont-ils toute une organisation secrète. Ils dépistent la police en correspondant sous des faux noms et à l'aide d'intermédiaires. Ils ont un agent à Rome, M. du Vancel, qui les tient au courant des intrigues du sacré collège et leur fait parfois connaître le premier les intentions de la cour de Versailles à leur égard.

A défaut de journaux, alors inconnus ou insignifiants en France, et en attendant les *Nouvelles ecclésiastiques*, de nombreux ouvrages se publiaient ouvertement parfois, et plus souvent en secret, tantôt in-folios dogmatiques aussi lourds dans le fond que dans la forme, tantôt brochures de polémique qui rappellent parfois les journaux de l'opposition libérale du temps de l'Empire. Les jésuites ripostaient de leur mieux.

Sans être de la force de Blaise Pascal, Quesnel se distingue dans cette lutte par écrits; il a de la vigueur et du mordant. Cet homme de bien eût fait un excellent journaliste, s'il avait pu avoir l'expérience de la presse et su sacrifier des longueurs inutiles.

Ses lettres nous le montrent parfois ironique, nullement ennemi d'une plaisanterie de bon goût, assez acerbe au besoin.

Il n'aime pas les congrégations religieuses. L'Oratoire dont il était membre, en différait singulièrement par la règle et par l'esprit. Il laissait une grande liberté à ses prêtres, il était gallican et janséniste. Les autres congrégations étaient pour la plupart asservies à Rome, et leur règle était étroite et minutieuse.

Aussi Quesnel daube-t-il sur les moines à chaque occasion et il ne se fait pas faute de nous citer quelques anecdotes piquantes.

Au moment où le cours de M. Albert Le Roy a été interrompu par les vacances, le jeune professeur nous montrait Quesnel exilé en Hollande, attentif aux nouvelles de la guerre qui épuisait alors la France et l'Europe, patriote malgré la persécution de Louis XIV, et craignant des revers qui ne pouvaient pourtant qu'affaiblir l'autorité royale.

Il y a un monde, comme on le voit, entre l'attitude des jansénistes et celle des protestants.

C'est qu'il était dans les traditions de ceux-ci de lutter par les armes contre l'oppression. Ils y étaient d'ailleurs presque obligés, n'étant qu'une infime minorité noyée dans la masse des catholiques, sans espoir dans un avenir meilleur, et ne pouvant compter que sur leur audace et leur énergie. Ajoutez qu'ils avaient l'exemple de la rébellion heureuse des princes allemands et des Provinces-Unies, et qu'en général, tous les hérétiques avaient été jusque-là amenés à la révolte pour échapper à la persécution.

Les jansénistes, au contraire, n'étant guère que l'avant-garde des gallicans, pouvaient toujours croire qu'ils avaient avec eux la plus grande partie de la nation. Leur principale force provenait de l'appui des parlementaires ; ils avaient adopté les préjugés de ceux-ci, leur amour de la centralisation et leur respect fanatique de l'autorité. Et de fait, à diverses reprises, ils eurent ultérieurement le pouvoir, en dernier lieu pendant la Constituante de 1789.

L'idée maîtresse du cours de M. Albert Le Roy, idée développée à maintes reprises et sur laquelle l'éloquent professeur revenait toujours avec une conviction persuasive, c'est qu'un pays n'est fort, n'a d'homogénéité qu'à la condition d'avoir une Eglise nationale et de ne pas prendre au dehors le mot d'ordre religieux.

M. Albert Le Roy est un adversaire résolu de l'influence ultramontaine.

En dehors de la Sorbonne, il l'a combattue dans des conférences politiques. Il a pu faire la remarque que, même dans des régions où dominait l'esprit clérical, on pouvait toujours attaquer la prédominance romaine en réunion publique, sans crainte de soulever contre soi l'auditoire. Le pape italien n'est guère soutenu dans ce cas que par les prêtres ; et ceux-ci, habitués à parler sans contradiction et comme infailliblement du haut de la chaire, ne sont pas armés pour lutter avec succès dans une réunion contradictoire.

Rome, qui craint peu les libres-penseurs et les athées, s'est peut-être émue des attaques plus dangereuses d'un spiritualiste et d'un chrétien de la valeur de M. Albert Le Roy. Dès le mois de mai, en tou cas, le jeune professeur devait se présenter aux élections législatives dans l'Ardèche, où le député sortant conservateur, sûr d'être battu, abandonnait la partie,

et où les cléricaux désespéraient de trouver un candidat de taille à lutter contre M. Albert Le Roy.

C'est alors que fut inventée la candidature de M. le vicomte de Vogüé, de l'Académie française, critique fort distingué et écrivain de style, mais mystique à l'excès et sacré grand homme (ce qui est exagéré) par les universités catholiques.

M. de Vogüé avait sur son concurrent l'avantage d'être originaire du pays, bien qu'il l'eût quitté depuis vingt-cinq ans. A la suite d'intrigues dont nous n'avons pas encore la clef, il eut de plus l'appui de M. Jules Roche, ancien conseiller municipal ultra-radical de Paris, ancien ministre opportuniste et conseiller général de l'Ardèche.

Après une campagne des plus vives de part et d'autre, il l'emporta le 20 août dernier par 8482 voix contre 7596 obtenues par M. Albert Le Roy.

M. de Vogüé va tous les ans à Rome et sera au Parlement français un des principaux tenants de la politique ultramontaine.

L'échec de M. Albert Le Roy sera regretté par tous les esprits libéraux.

Politique déjà expérimenté et pourvu d'utiles connaissances administratives, habile et puissant orateur, journaliste remarquable, M. Albert Le Roy aurait rapidement acquis de l'influence au Palais-Bourbon. Son âge, par bonheur (il n'a pas 37 ans), permet d'espérer une future revanche.

G. Lardot.

IV. La Revue de la Science nouvelle.

Cette Revue est publiée, sous la direction de M. Faustin-Adolphe Hélie, par l'Association scientifique pour la défense du christianisme. Elle paraît tous les mois.[1] Elle a été fondée en 1886; son directeur est un disciple du Père Gratry, à convictions très arrêtées et qui se rattache, très librement, en philosophie, à Descartes, Leibnitz, Malebranche. Elle a sa note bien à elle, et, dans l'aplatissement où sont tombées les Revues ultramontaines depuis la proclamation du prétendu dogme de l'infaillibilité papale, elle se signale par un personnalisme cou-

[1] Paris, rue Duban, 18; 6 fr. par an.

rageux qui lui fait le plus grand honneur. Ce n'est pas que tous ses articles soient irréprochables; il en est quelquefois qui paraissent faibles théologiquement, d'autres violents et exclusifs. Mais dans son ensemble elle n'en est pas moins digne d'être signalée à l'attention des savants et des théologiens.

Comme l'indique son titre, elle se réclame, avant tout, de la science. Mais pourquoi celle-ci est-elle appelée *nouvelle?* M. F. A. Hélie répond ainsi: « Cette science nouvelle est la science qui n'est ni spéciale ni rationaliste. C'est une science qui n'est nouvelle qu'au regard de notre temps, car c'est la restauration de la science telle que nos aïeux l'ont comprise au XVIIe siècle. Pourquoi n'est-elle pas spéciale? Parce que la science spéciale ne peut atteindre que des vérités secondaires, et que, si elle veut sortir de ces vérités secondaires, elle s'égare. Or, les vérités secondaires ne nous donneront jamais que des points de vue partiels et de détail, jamais la vérité vraie, universelle et indivisible. » L'auteur cite deux exemples: la nouvelle psychologie fondée sur l'appareil nerveux et l'évolution universelle darwinienne; « exemples éclatants des erreurs de la science, quand elle reste dans la spécialité. » En outre, continue l'auteur, « notre science nouvelle n'est pas rationaliste, parce que la raison est impuissante à satisfaire aux désirs de l'âme humaine. Donc la science n'a qu'un domaine limité. Elle est souveraine dans son domaine, mais seulement dans ce domaine, et sous la condition de reconnaître que ce domaine est limité. Réciproquement la théologie qui nous enseigne et nous développe les vérités de la foi, est tenue à respecter l'indépendance et la liberté de la science. »[1]

Le but de cette Revue est, entre autres choses, de « détruire l'autorité usurpée des spécialistes et de rétablir la communauté entre la métaphysique et toutes les sciences. » « La philosophie est l'ensemble et le résultat de toutes nos connaissances scientifiques (métaphysique, astronomie, physique, physiologie). On ne peut philosopher que sur le tout. La science spéciale conduit à la réputation et aux honneurs, c'est la mode du siècle; elle ne conduit pas à la philosophie. La spécialité fausse le jugement. Quelles lois philosophiques pourrez-vous jamais faire sortir d'une collection de faits physiques ou

[1] Février 1891, p. 209—210.

physiologiques? Qui dit loi suppose précisément l'observation du tout . . . Or, c'est avec les sciences spéciales, avec les sciences séparées, que nos adversaires nous combattent aujourd'hui; le public ne voit pas de suite par quel abus de raisonnement le spécialiste passe des petits faits aux grandes lois. Ce que nous disons de la physique ou de la physiologie séparée de la métaphysique, nous le dirons de même de la métaphysique qui prétendrait se séparer de la physique et de la physiologie. Victor Cousin et sa nombreuse école ont fait un grand mal à la philosophie, en faisant une philosophie littéraire, au rebours de la tradition du grand siècle: ils ont ainsi rendu plus facile le succès momentané des positivistes. Le philosophe n'est point historien, ni littérateur; il doit être géomètre et physicien ou il ne sera point philosophe. »[1]

M. F. A. Hélie réclame donc l'union de la philosophie et des sciences, afin d'arriver par cette union à la science intégrale. Les spécialistes qu'il condamne sont les séparatistes qui, ne voyant que des parties, veulent raisonner sur le tout et le faussent. Il proclame hautement que la séparation de la philosophie et des sciences a été le fléau du XIXe siècle, en ce sens qu'elle a pu produire d'habiles ingénieurs, d'habiles mathématiciens, etc., mais trop peu d'esprits scientifiques. Il voudrait que l'on revînt, pour réparer le mal, à l'union de la philosophie et des sciences « telle que l'école cartésienne l'a enseignée. »[2] C'est ici un des points faibles du système de M. F. A. Hélie; car l'école cartésienne est loin d'avoir été irréprochable, et le siècle que M. Hélie appelle « le grand siècle » a été petit, très petit, sous bien des rapports.

Appuyé sur les données scientifiques, M. Hélie dit leur fait aux spirites, dont les superstitions ne peuvent que nuire à la vraie foi chrétienne,[3] et aux théosophes, dont les mots sonores, « qui ont la prétention d'être hindous »,[4] sont incompréhensibles. Il combat avec non moins de vigueur les ennemis du christianisme, en particulier Renan, en qui il ne voit ni un penseur, ni un écrivain, ni un savant, et qui n'a fait qu'un seul ouvrage, la *Vie de Jésus,* le reste de son œuvre n'étant « rien ».[5]

---

[1] Février 1889, p. 225—226.
[2] Février 1892, p. 17—18.
[3] Juin 1893, p. 280.
[4] Juin 1893, p. 284.
[5] Juillet 1893, p. 291.

Homme du XVIIe siècle avant tout, M. Hélie gourmande le clergé de son Eglise, qui s'engoue à tort pour les questions sociales et qui ne relèvera pas la religion de cette façon.[1] « C'est de la science seule, dit-il, et non du socialisme, que viendra le remède. »[2] Il n'est point non plus pour la séparation de l'Eglise et de l'Etat, et les ultramontains séparatistes des Etats-Unis lui paraissent engagés dans une voie dangereuse.[3] C'est surtout aux néo-scolastiques qu'il en veut. Le moyen âge, si cher aux romantiques et aux admirateurs de Léon XIII, ne lui paraît pas du tout l'époque idéale. « Ce n'est pas en ressuscitant les syllogismes du moyen âge sur la physiologie, la physique et l'astronomie, que nous lutterons contre les faux systèmes et que nous reprendrons la direction de la science, que nous avons perdue. La méthode d'observation et d'expérimentation que pratiquent nos adversaires est l'unique méthode scientifique. Où ils sont en faute, c'est dans la logique, dans les conclusions à tirer des observations. Soyons donc aussi bons observateurs et meilleurs logiciens, et nous reprendrons bientôt le dessus : *mais ne regardons plus le moyen âge, qui est bien fini ; regardons le XXe siècle qui va commencer.* »[4]

M. Hélie répète avec force que l'exégèse est libre, qu'elle a varié chez les Pères et que ses variations n'engagent pas la foi. Partant de là, il s'élève contre « ce parti fanatique que la science irrite, qui voudrait fermer tous les livres de l'exégèse scientifique, et revenir, sans doute, sur l'exégèse comme sur d'autres points, aux explications de la scolastique du XIIIe siècle. » « Quel contre-sens ! s'écrie-t-il. Les pierres de Ninive et de Babylone parlent pour nous, la géologie et la paléontologie parlent pour nous ; cependant, ce parti *ignorant et fanatique, qui préfère l'inquisition au laboratoire du physicien,* existe bien réellement. La *Revue de la Science nouvelle* en a aussi souffert. »[5] Ailleurs M. Hélie dit que la partialité est « ordinaire aux néo-scolastiques » ; il leur reproche leur « haine ridicule » contre Descartes.[6] Il ne veut pas que l'Eglise devienne un parti politique, ni qu'elle combatte pour telle ou telle solution

[1] Août 1893, p. 305—306.
[2] P. 289.
[3] Juin 1893, p. 287.
[4] Novembre 1890, p. 162.
[5] Février 1891, p. 213.
[6] Juin 1893, p. 284.

politique ou sociale. « Rien, dit-il, ne peut être plus funeste à l'Eglise. C'est nous ramener aux pires jours du moyen âge, aux prétentions politiques des Grégoire VII, des Innocent III, des Boniface VIII. Nos aïeux, après de longues luttes, ont vaincu les prétentions de ces papes, dont l'Eglise avait tant souffert. Ce nouveau parti nous ramènerait au moyen âge, si nous le laissions faire. »[1]

M. Hélie ne cesse de combattre l'interprétation littérale et scolastique de la Bible. Il préfère « l'interprétation large aux interprétations ignorantes du moyen âge. » Il répudie le fanatisme, l'esprit de secte, les injures « à la manière de Veuillot ». Il déclare que l'universalité du déluge n'est plus soutenable aujourd'hui.[2] Il se fait gloire de soutenir de toutes ses forces l'esprit large et éclairé de la nouvelle école d'exégèse catholique. Il a même écrit expressément ce qui suit: « Dans la *Science catholique* du 15 février, M. Jaugey prend la défense du vieux système d'exégèse, qui considère comme appartenant à la foi les parties de la Bible relatives à des faits scientifiques ou historiques, par exemple le récit des six jours de la création ou celui des plaies d'Egypte. Le nouveau système, que nous avons depuis longtemps soutenu, considère ces parties scientifiques ou historiques comme n'appartenant pas à la foi, mais à la libre discussion, et, par conséquent, pouvant contenir des erreurs, quoiqu'il soit probable qu'elles en contiennent fort peu, si même elles en contiennent. Je suis convaincu qu'avant cinquante ans, le vieux système sera abandonné par tous les écrivains catholiques et qu'il n'en restera que l'étonnement que d'aussi savants hommes que M. l'abbé Jaugey aient tant résisté avant de jeter par terre les défroques usées du moyen âge, dont le fanatisme aveugle et barbare pèse encore sur nous en beaucoup de choses et éloigne de la religion tant de bons esprits. »[3]

De tels aveux sont rares dans l'Eglise romaine; ils honorent ceux qui ont assez de courage et de dignité pour les faire.

---

[1] Juin 1893, p. 278.
[2] *Ibid.*, p. 280.
[3] Avril 1893, p. 248.

E. Michaud.